

Werk

Titel: Friedrich August Leo

Autor: Cohn, Albert

Ort: Berlin

Jahr: 1899

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509_0035|log27

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Nekrolog.

Friedrich August Leo.

Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft steht wiederum trauernd an einem frischen Grabe, am Grabe eines jener Männer, die sich ihr von Anbeginn an mit Einsetzung ihrer besten Kräfte hingebungsvoll gewidmet haben. Ein volles Menschenalter hindurch stand der ihr durch den Tod Entrissene in den vordersten Reihen der deutschen Shakespeare-Gemeinde. In seinem Rückblick auf das vierundzwanzigjährige Bestehen der Gesellschaft,¹⁾ dann im Nachrufe, den er vor sieben Jahren Gisbert von Vincke²⁾ widmete, klagte er über die vielen unter dem grünen Rasen gebetteten Mitglieder unserer Gesellschaft und über die kleine Anzahl der noch überlebenden aus der Reihe derjenigen, die im Jahre 1864 den Grundstein gelegt hatten. Nun ist er selbst dahingeshieden, einer der letzten aus jener ersten Gruppe von Pflanzern und Leitern der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. In der Trauer um ihn wollen wir aber eines Trostes nicht vergessen: Der Vater unserer Gesellschaft, der 1863 die erste Anregung zur Gründung derselben ausgehen ließ, unser jetziger verehrter Präsident, Dr. Wilhelm Oechelhäuser, ist uns geblieben und gehört uns mit gleicher Hingebung an wie am ersten Tage.

Wer Friedrich August Leo nur aus seinen Schriften kennt, ist nicht in der Lage, sich seine ganze Art zu vergegenwärtigen. Seine vielseitige Begabung, sein Scharfsinn, sein immer wachsendes Streben nach Klarheit und Vertiefung — dies alles künden seine Schriften; aber nur wer ihn persönlich kannte und Gelegenheit fand, ihn

¹⁾ Jahrbuch XXIV, 1.

²⁾ Jahrbuch XXVII, 304.

in der Nähe zu beobachten, ist im Stande, sein ganzes Wesen zu erfassen. Er gehörte eben zu denen, die mehr sind durch das, was sie leben, als durch das, was sie schreiben. Dies wird allen sofort klar, die sich seiner fesselnden Persönlichkeit erinnern. Reiche Kenntnisse in den meisten Gebieten des Wissens, mannigfaltige und bedeutende Lebenserfahrungen, erquickender Humor, heiter treffender Geist und Witz, ein erstaunliches Anpassungsvermögen, das ihn befähigte mit jedem in seiner eigenen Sprache zu reden, dazu ein bis zuletzt ihm treu gebliebenes,¹ bewundernswertes Gedächtnis —, das waren die Eigenschaften, die ihn überall, wo er erschien, zum Mittelpunkt machten und alles in seine Kreise zwangen. Er war ein Erzähler ersten Ranges, seine Stärke die Anekdote mit immer treffender Pointe. Er war beides: eine gesellige und eine gesellschaftliche Natur, ein guter Gesell und ein trefflicher Gesellschafter. Oft wurde ihm als Absichtlichkeit, ja als Eitelkeit ausgelegt, was doch nur spontane Manifestation natürlicher Anlagen war. Auch seine Herzensgüte wurde von Fernerstehenden nicht selten verkannt. Mit Glücksgütern reich gesegnet, sollte er allen und jeden an ihn herantretenden Anforderungen genügen. War das unmöglich, so ist doch da, wo sich ihm Gelegenheit zu wirksamer Hilfe bot, reicher Segen von ihm ausgegangen. Nicht wenige junge Gelehrte, deren Ernst und Befähigung er mit seinem Scharfblicke bald erkannte, haben Grund, dankbaren Herzens seiner zu gedenken. Für bloße Streber war er freilich nicht zu haben. Seine Freundschaft war echt und unwandelbar. Sie hielt auch dann noch Stand, wenn im Unmute über gewisse unerfreuliche Beigaben seines Glücks erprobte Freunde sich von ihm abwendeten; er hielt ihnen doch die Treue und suchte sie wieder an sich heranzuziehen trotz alledem und alledem; und mit welcher Wärme wußte er Fernerstehenden seine Freunde zu rühmen und gelegentlich für sie einzustehen!

Im öffentlichen Leben Berlins wirkte Leo lange Jahre mit Hingebung und Selbstlosigkeit, niemals wankend in den Grundsätzen der Freisinnigen Partei, zu der er sich von Anbeginn seiner Wirksamkeit bis ans Ende zählte. Einer der Senioren der Stadtverordneten-Versammlung, der er seit 1884 angehörte, wirkte er in der Schul- und Park-Deputation, in der Kommission für das Friedrichs-Gewerbe-Stipendium, in der Deputation für die innere Ausschmückung des Rathauses und in der Waisen-Verwaltung. In seinen letzten Lebensjahren widmete er sich mit großem Eifer der Sache der Volksbibliotheken, wie u. a. aus seiner 1896 als Manuskript gedruckten

Flugschrift *Volksbibliotheken in England* ersichtlich ist. Dieser großen Sache hat Leo letztwillig den überwiegenden Teil seines Nachlasses zugeführt, indem er eine vom Berliner Magistrat zu verwaltende «Leo-Stiftung» anordnete.

Leo war ferner einer der Gründer oder Förderer des Berliner Asyl-Vereins für Obdachlose und des Berliner Vereins für Volksbäder, die sich beide bedeutsam in die gemeinnützigen Anstalten der Reichshauptstadt einordnen; den ersteren hat er ebenfalls letztwillig mit einer erheblichen Jahresrente bedacht. Er war ein eifriger Freimaurer, und der Großloge zu den drei Weltkugeln, wo er speziell der Tochterloge zur Treue als Meister vom Stuhl angehörte, hat er gleichfalls ein reiches Vermächtnis zugewandt. Die von ihm errichtete Stiftung zu Gunsten der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft erwähnen wir später.

Friedrich August Leo wurde am 6. Dezember 1820 in Warschau geboren. Er stammte von jüdischen Eltern, die bald nach seiner Geburt nach Deutschland übersiedelten. Nach vorübergehender Niederlassung in Oranienburg nahmen sie dauernden Aufenthalt in Berlin, wo der Vater mittellos starb, als Friedrich August vier Jahre zählte. Die Mutter trat mit den Kindern zum Christentum über und fand mit ihnen Aufnahme im Hause ihrer Schwester, der Gattin des Seehandlungs-Präsidenten Bloch, der zum Vormund der Kinder ernannt wurde. Hier verlebte der Knabe keine glückliche Jugend, denn das Erziehungssystem des Vormunds geriet allzu oft in grellen Widerspruch mit der Eigenart des hochbegabten Schützlings. Seine Schulbildung empfing er auf dem von Schellbach geleiteten Berliner Realgymnasium. «Mit seinen Leistungen wären wir zufrieden, wenn er nicht viel besseres leisten könnte», so las man in einem seiner Schulzeugnisse. Die mannigfaltigen Talente des Jünglings wurden im Blochschen Hause in den Dienst der Gesellschaft gestellt, die hier einen der hervorragendsten Kreise des damaligen Berlin bildete. Hier wurden von ihm verfaßte Theaterstücke gespielt; andere Gelegenheitsdichtungen von ihm wurden bewundert; er sang, er tanzte, er zeichnete, er malte — kurz, um ihn drehte sich das ganze Vergnügen, das den Gästen in diesem Hause geboten wurde. Man kann sich leicht vorstellen, daß in solchem Treiben die ernste Arbeit, ohne die auch das stärkste Talent, ja selbst das Genie, nimmer ausreifen können, sehr zu kurz kam, und es darf nicht verschwiegen werden, daß in der That nicht alle die herrlichen Anlagen, womit die Natur ihn beschenkt hatte, zur völligen Entfaltung ge-

langt sind. Noch an seinem Lebensende durfte man ihn zu jenen zählen, von denen der große Montaigne sagt: *Il y a des gens qui s'en vont de ce monde sans déballer tout leur bagage*. Ihm selbst blieb das nicht verborgen, und noch im vorgerückten Alter warf die Erkenntnis von der Zersplitterung und Vergeudung seiner Gaben und seiner Kraft tiefe Schatten in sein sonst so sonniges Dasein. Seine Stärke lag — darüber kann kein Zweifel sein, wenn man sein Lebenswerk überschaut — auf dem Gebiete der Dichtkunst. Die *Gedichte*, die er 1870 zum erstenmal erscheinen ließ, geben eine hohe Idee von seinem poetischen Können; er hat den Kuß des Genius wirklich empfangen, hier lagen die starken Wurzeln seiner Kraft; aber was ihm nicht gegeben war, das war die Kraft, äußeren ablenkenden Einflüssen zu widerstehen. Die Natur hatte alles gut gemacht, aber vieles verdarb die leidige «Gesellschaft». Bald drängte sich ihm denn auch die Überzeugung auf, daß es mit dem schönggeistigen Wesen allein nicht so weiter gehen könne. Der Zufall spielte ihm aus dem Nachlasse einer Verwandten einen Brief in die Hände, mit der Nachschrift: «Schade um Fritz». Das rüttelte ihn auf, und nun sollte nach ernstlicher Vorbereitung zur Wahl eines Berufes geschritten werden. Zum Universitäts-Studium berechtigte das Reifezeugnis der Realschule nicht, man entschloß sich daher zur Berliner Kgl. Gewerbeschule, die damals in hoher Blüte stand. Hier wurde mit Eifer gearbeitet; der fähige Schüler kam schnell vorwärts und konnte bald zu einer Berufsthätigkeit übergehen. Er wählte den Buchhandel, erhielt seine Ausbildung in der angesehenen Besserschen Buchhandlung in Berlin und ging später in ein Leipziger Geschäft über, wo ihm bald die Leitung einer Filiale in Teplitz anvertraut wurde. In diese Zeit fällt ein an sich zwar nicht sonderlich bedeutendes Erlebnis, welches aber Zeugnis dafür ablegt, daß er den geschäftlichen Erfolg nicht als alleinige Triebfeder in seinem Berufe auffaßte. Als er eines Tages von einer Geschäftsreise in den Badeort zurückkehrte, berichtete ihm sein Stellvertreter, daß der neue Besitzer eines nahe liegenden Gutes, ein ungarischer Graf, die Buchhandlung besucht habe, um eine nicht unbeträchtliche Sammlung der besten deutschen Werke zu erwerben, die man selbst auswählen und ihm übersenden möge. Mit schlauem Lächeln setzte der Angestellte hinzu, er habe die Gelegenheit wahrgenommen, die schlimmsten Ladenhüter an den Mann zu bringen. Statt ihn zu loben, wie jener erwartete, geriet Leo in helle Entrüstung und rief: «Sie haben eine große Dummheit begangen und das Geschäft schwer geschädigt, ich werde

versuchen, den Schaden zu reparieren». Darauf wählte er das Beste aus, was von deutschen Büchern vorhanden war, fuhr zum Grafen und sagte diesem, daß er von seinem, litterarisch nicht gut unterrichteten Vertreter schlecht bedient worden sei; und er habe eine kleine Bibliothek zusammengestellt, von der er annehmen dürfe, daß sie dem Käufer deutsches Geistesleben und deutsche Poesie am raschesten erschließen werde. Der Graf war sehr erfreut, lud Leo zu Tisch ein und wurde von da ab nicht nur der beste Kunde der Buchhandlung, sondern auch der Freund Leos, an dessen Unterhaltung er das lebhafteste Interesse nahm.¹⁾ Die letzte Etappe seines buchhändlerischen Wirkens bildet ein längerer Aufenthalt in Kopenhagen, in der Höstschens Buchhandlung daselbst.

Schon in Leipzig war er litterarischen Kreisen nahe getreten und gelegentlich auch journalistisch thätig gewesen, in Kopenhagen ward der Buchhändler vollends abgestreift und es kam der Dichter und Schriftsteller an die Reihe. Die angenehmsten persönlichen Beziehungen, u. a. zu Hans Christian Andersen und Henrik Hertz, mochten den Ausschlag gegeben haben. Nach Deutschland heimgekehrt, holte Leo mit 26 Jahren die Matura nach, studierte gegen den Willen seines Onkels und Erziehers, daher auch ohne Geldmittel, in Leipzig, wo er sich durch Schriftstellerei, Stundengeben und Schuldenmachen über Wasser hielt, und schließlich zum Doktor der Philosophie promoviert wurde. Inzwischen hatte er es auch zu einer gründlichen Kenntnis des Dänischen gebracht und im Jahre 1846 trat er mit seinem ersten dichterischen Übersetzungswerke an die Öffentlichkeit: *König Repés Tochter, lyrisches Drama von Henrik Hertz, im Versmaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo*. Leipzig, C. B. Lorck. Es war ein guter Anfang, denn dem Erfolge nach war dieser erste Wurf der glücklichste seines Lebens. Obgleich noch zwei andere Übersetzungen herauskamen, erlebte das Stück bis 1884 vierzehn Auflagen, ging mit Beifall über verschiedene deutsche Bühnen und trug dem Übersetzer allseitige Anerkennung ein. Das Stück wurde auch in London in einer englischen Bearbeitung von Sir Theodore Martin aufgeführt, mit Helen Faucit, Lady Martin, als Jolanthe. Bald darauf vereinte Leo sich mit Emanuel Bendix zu einer deutschen Übersetzung von Henrik Hertz' Gesammelten Schriften, wovon jedoch nur drei Teile erschienen. Der zweite enthält die romantische Tragödie: *Svend Dyrings Haus. Im Versmaße des dänischen Originals über-*

¹⁾ Vgl. Volkszeitung, 1. Juli 1898.

setzt von *F. A. Leo*. Leipzig, C. B. Lorck, 1848. Die Übersetzung steht auf gleicher Höhe mit der von König Renés Tochter, aber das Stück hatte keinen Erfolg und es blieb bei der einen Auflage; auch ist es meines Wissens in Deutschland nicht aufgeführt worden.

Um diese Zeit wurde ein Band geknüpft, das erst sieben Jahre später zwei Liebende verbinden sollte. Leo verlobte sich mit einer Enkelin des reichen Hamburger Bankiers Salomon Heine, des viel geschmähten Oheims Heinrich Heines. Sie war die Tochter der Cousine des Dichters, seiner Jugendliebe Amalie Heine, der er 1827 das Buch der Lieder widmete. Nicht diesem durfte sie die Hand reichen, mußte vielmehr die Gattin eines gewissen John Friedländer, ehemals Offizier in den Befreiungskriegen, dann Gutsbesitzer in Ostpreußen und endlich Rentier in Berlin, werden. Sie hat den großen Vetter nie vergessen, und auf dem Sterbebette verpflichtete sie ihre Freundin Fräulein Scheffler, Hüterin und Erzieherin ihrer Tochter Elisabeth, ihres einzigen, damals dreijährigen Kindes, dafür Sorge zu tragen, daß diese dereinst den Gatten frei wählen, nicht aber einem ungeliebten Manne die Hand reichen möge.¹⁾ So wurde die reiche Erbin Elisabeth Friedländer die Gattin Leos, des besitzlosen Dichters und Schriftstellers, nachdem die Liebenden sieben lange Jahre den widerstrebenden Wünschen der Angehörigen Elisabeths tapfer widerstanden hatten. Als Heinrich Heine die sechsjährige Tochter seiner Amalie in Ottensen sah, schrieb er ihr das Gedicht ins Stammbuch:

An die Tochter der Geliebten.

Ich seh Dich an und glaub es kaum —
Es war ein schöner Rosenbaum —
— — — — —
Du kleine Cousinenknospe! es zieht
Bei Deinem Anblick durch mein Gemüt
Gar seltsame Trauer, u. s. w.²⁾

So ward ihr, der Mädchenknospe, bereits gewährt, was die schon abgeschiedene Euphrosyne vom Dichter erbittet:

Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn

und auch in vielen schönen Gedichten ihres Gatten selbst lebt sie fort.

¹⁾ Ihre nach dem Leben modellierte Büste ging aus Leos Nachlasse an Herrn Gust. Karpeles über.

²⁾ Heinrich Heines letzte Gedichte und Gedanken. Hamburg 1869, S. 29.

In die erwähnte siebenjährige Wartezeit Leos fällt ein zweiter Aufenthalt in Dänemark und Schweden zur Vollendung seiner skandinavischen Studien. Sein handschriftlicher Nachlaß birgt viele linguistische, belletristische und historische Arbeiten aus dieser Epoche. Im Druck erschien 1847 nur ein Märchen *Die Wellen*, das er im Frankfurter Konversationsblatt veröffentlichte. Zu keiner Zeit aber ruhte seine dichterische Thätigkeit, die bis 1843 und wohl noch früher zurückreicht. Im Jahre 1854 führte er endlich die Braut heim, und von nun an bis zum Tode ist ihm jede äußere Sorge erspart geblieben. Seine Freunde durften jetzt eine volle Entfaltung seiner reichen Anlagen erwarten, eine Erwartung, die, wie oben schon angedeutet, sich aber doch nur teilweise erfüllen sollte. Des gemeinen Kampfes ums Dasein war er ledig, damit aber auch jenes unschätzbaren Zwanges, die innere Kraft zu prüfen und prüfend zu stählen. Die so heiß errungene Gattin gehörte zu jenen Frauen, die alles Dichten und Trachten des geliebten Mannes ausschließlich für sich allein beanspruchen und in jeder andern Bethätigung seines Geistes und Intellekts einen feindlichen Mitbewerber erblicken: «Die Liebe ist ein egoistisches allverschlingendes Ding», dieses Geständnis einer berühmten Frau konnte Leo auch an seiner Elisabeth erproben. Alle seine Geistesgaben sollten nur in ihrem, allenfalls noch im Dienste der sie umgebenden «Gesellschaft» stehen. Sie sprach es selbst aus, daß sie Shakespeare hasse, weil sie um seinetwillen des Gatten nicht ausschließlich froh werden könne. An diesem Punkte aber erreichte seine Opferwilligkeit für die geliebte Frau ihre Grenze. Shakespeare hatte ihn zu mächtig angezogen, und zu ihm kehrte er immer wieder zurück, so viele Zeit und Mühe er auch den Zerstreungen des gastlichen Hauses, den Vorbereitungen zu glänzenden Festen und diesen selbst widmen mußte. Wie ehemals das Haus des Onkels Bloch, gestaltete sich nun das eigene Heim zu einem Sammelpunkte der Berliner Gesellschaft: Prinzen in Menge und andere Mitglieder der vornehmen Kreise, einheimische und fremde Künstler, Berühmtheiten aller Art, nicht minder aber auch die alten Freunde, fanden hier anregende Unterhaltung. Neue Theaterstücke wurden gedichtet und aufgeführt, lebende Bilder wurden gestellt, und für noch viele andere Überraschungen hatte der erfindungsreiche Hausherr zu sorgen. Daß dieser trotz alledem sich eine hervorragende Stellung und einen klangvollen Namen in der großen Shakespeare-Gemeinde erringen konnte, spricht für die ungewöhnliche Versatilität seines Geistes. Im Charakter bildenden Strom der Welt durfte er

schwimmen; aber die Stille, die der Dichter für die Bildung des Talentes verlangt, war ihm unter diesen Umständen versagt. Nach fast vierzigjähriger Ehe wurde ihm die Lebensgefährtin durch den Tod entrissen, nachdem kurz vorher die schöne, kluge, viel umworbene Tochter, sein einziges Kind, ihr im Tode vorangegangen war. Wie sehr hätte nun der dem Greisenalter sich nähernde Mann unter solcher Vereinsamung leiden müssen! Sein guter Genius bewahrte ihn davor, in Gestalt einer daseinsfrohen, klugen Dame, die schon der leidenden Gattin ihren heißbegehrten Beistand geliehen hatte und die sich nun bereit finden ließ, dem Alleinstehenden sorgend und schützend zur Seite zu bleiben.

Eine epochemachende Erscheinung des Jahres 1853 war es, die Leo zu Shakespeare führte und so für ihn selbst epochemachend wurde; denn von nun an bis zum Lebensende wurde Shakespeare für ihn der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. In England hatte J. P. Collier seine *Notes and emendations to the text of Shakespeare's plays from early manuscript corrections in a copy of the folio, 1632*, veröffentlicht, und die Aufregung über den angeblichen Fund wurde sofort auch in Deutschland gespürt. Endlich einmal eine im Dienste der Textkritik erhobene Stimme aus einer Zeit, wo die Erinnerung an den Dichter noch lebendig war, eine Stimme, die vielleicht gar von einem Zeit- und Berufsgenossen Shakespeares ausging! Durch einen jüngeren Freund, der schon in seiner Frühzeit ernste Shakespeare-Studien trieb, war Leo, der damals eifrig bemüht war, weitere Kreise der Öffentlichkeit für sich zu gewinnen, auf die Idee gebracht worden, die Änderungen des alten Korrektors für den deutschen Shakespeare-Text zu bearbeiten. So entstanden Leos *Beiträge und Verbesserungen zu Shakespeares Dramen*, Berlin 1853, womit er sich vielversprechend in die Shakespeare-Litteratur einführte; denn er hatte die Aufgabe sowohl poetisch wie kritisch besser gelöst als Julius Frese, der gleichzeitig mit einer Bearbeitung des Fundes hervortrat. Leo war der Aufgabe zwar mit Begeisterung, doch nicht ohne kritische Bedenken gegenübergetreten, Bedenken, die nur zu berechtigt waren, da, wie bekannt, die *Notes and emendations* des sogenannten Perkins-Shakespeare später als unterschoben verworfen wurden, nicht aber, ohne daß eine kleine Anzahl von Textänderungen hüben und drüben anerkannt und als die authentischen Lesarten für den englischen Shakespeare-Text adoptiert wurden. Seine Stellung zur Frage verteidigte Leo mit Schärfe in einer kleinen Schrift: *Die Delüssche Kritik der von J. Payne Collier aufge-*

fundenen alten handschriftlichen Emendationen zum Shakespeare gewürdigt, Berlin 1853, doch hinderte weder diese Kontroverse, noch Leos zweites Auftreten gegen Delius im Jahre 1861 in seiner Schrift: *Shakespeares Coriolanus. Die Delius'sche Ausgabe dieser Tragödie kritisch beleuchtet*, seine spätere Annäherung an den großen Shakespeare-Forscher, mit dem er von der Begründung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft an bis zu dessen Tode eng verbunden blieb.

Wenn nun auch von jetzt an die Shakespeare-Forschung im Vordergrund seiner Thätigkeit stand, nahmen ihn doch auch abseits liegende Interessen häufig in Anspruch. So führten seine skandinavischen Studien ihn im Jahre 1856 auf die Idee, den in Upsala aufbewahrten Codex Argenteus des Ulfilas, um ihn für die Wissenschaft zugänglicher zu machen, durch Photolithographie zu vervielfältigen. Er trat mit Alexander von Humboldt in Korrespondenz, der seinerseits den Beifall König Friedrich Wilhelms IV. dafür gewann. Auf eigene Kosten ging Leo, von einem geschickten Berliner Photographen begleitet, nach Upsala, wo die ersten Versuche sogleich ein überraschendes Resultat ergaben, indem die Photographie unleserlich gewordene Noten und Korrekturen des Codex deutlich zum Vorschein brachte. Es ist dies wahrscheinlich der früheste Versuch, die Photographie in den Dienst der Sprachwissenschaft zu stellen. Vergl. Leos interessante Studie: *Eine Lesart im Codex Argenteus*, in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Bd. VI (1856). Unter der Beihilfe des berühmten Uppström, dem man eine Revision des zuerst von Gabelentz und Löbe veröffentlichten Ulfilas-Textes verdankt, wurden diejenigen 63 Blätter des Codex ausgewählt und photographiert, die dunkle Stellen enthielten, über deren Bedeutung die drei Gelehrten von einander abwichen. Diese Aufnahmen wurden in Berlin der Akademie der Wissenschaften, der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen, dem Könige, dem Kultusminister von Raumer, Alexander von Humboldt, Jacob Grimm und G. H. Pertz, zur Prüfung vorgelegt, worauf allerseits der Wunsch einer Vervielfältigung geäußert wurde. Es erschien ein von Leo, Jacob Grimm, Pertz und dem Verlagsbuchhändler Wilhelm Hertz ausgehender Prospekt, jedoch die erforderlichen dreißig Subskriptionen auf je ein Exemplar zum Preise von 85 Thalern liefen nicht vollständig ein, die Publikation unterblieb und die 63 Glasplatten wurden von Leo der Kgl. Bibliothek überwiesen, wo sie noch heute ihrer Auferstehung entgegen harren.

Bis zur Gründung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft wurden von Leo noch folgende Arbeiten veröffentlicht: *Deutsche Einflüsse in Dänemark. Vortrag gehalten im Concertsaale des Kgl. Schauspielhauses am 5. Februar 1862.* Berlin 1862. — Verschiedene Artikel in der Vossischen Zeitung durch Richard Wagner's Schrift «Das Judentum in der Musik» veranlaßt, darunter ein vierzeiliges Spottgedicht, 1862. — *William Shakespeare's Coriolanus. Edited by F. A. Leo . . . With a quarto-facsimile of the tragedy of Coriolanus from the folio of 1623, photolithographed by A. Burchard, and with extracts from North's Plutarch.* London 1864.

In dem Vortrage über Dänemark weist er den Deutschenhaß der Dänen zurück und sieht eine Lösung der schleswig-holsteinischen Frage in dem Zusammenschlusse der drei skandinavischen Reiche einer-, und der deutschen Staaten anderseits. In den Wagner-Artikeln tritt er für das Judentum ein, dem er, obgleich seit früher Kindheit ihm entfremdet, zeitlebens seine Sympathie bewahrte.

Von 1864 an tritt nun der britische Dichter und die dem Studium desselben geweihte Gesellschaft vollends in den Vordergrund von Leos Geistesleben. Seine Beiträge für das Jahrbuch der Gesellschaft nahmen mit dem Artikel: *Die neue englische Text-Kritik des Shakespeare*¹⁾ ihren Anfang. Seinen ersten Festvortrag in Weimar hielt er am 23. April 1869: *Shakespeares Frauen-Ideale.* Halle 1869. In das folgende Jahr fällt seine Bühnenbearbeitung von Antonius und Cleopatra: *Shakespeares Antonius und Cleopatra. Auf Grundlage der Tieck'schen Übersetzung neu bearbeitet, und für die Bühne neu eingerichtet.* Halle 1870, eine der schwierigsten unter den Aufgaben, die noch nicht auf der modernen Bühne eingebürgerten Stücke Shakespeares für diese zu erobern. Die Bearbeitung fand große Anerkennung und wurde den Aufführungen in Berlin und Weimar zu Grunde gelegt²⁾. Noch vor kurzem wurde die Neu-Einstudierung im Berliner Kgl. Schauspielhause in Aussicht genommen, es traten aber unvorhergesehene Hindernisse ein; doch ist zu hoffen, daß der Plan nicht für immer aufgegeben ist.

Für die von der Gesellschaft beschlossene Neubearbeitung der Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Übersetzung übernahm Leo den *Macbeth*³⁾, den er neu übersetzte. Man kann dies sein *Magnum*

¹⁾ Jahrbuch I, 189.

²⁾ Vgl. Antonius und Cleopatra in deutscher Bühnenbearbeitung. Von W. Bolin. Jahrbuch XVII, 123 ff.

³⁾ Bd. XII (1871), S. 163 ff.

Opus nennen. Tiecks, oder vielmehr seiner Tochter Dorothea Übersetzungsfehler sind hier aufs glücklichste vermieden, Verständnis und Feinfühligkeit für Sprache und Kunst des Dichters lassen wenig zu wünschen übrig; ob es Leo aber vollständig gelungen ist, Kolorit und Seelenstimmung der Dichtung mit Sicherheit zu treffen, bleibt zweifelhaft. Diese Aufgabe ist aber auch kaum von einem andern Shakespeare-Übersetzer nach Schlegel voll gelöst worden, sie stellt eben die höchsten Anforderungen an die Übersetzungskunst. In der Einleitung begründete Leo seine bekannte Theorie von der sanftmütigen Lady Macbeth, in der er nur das liebende, einzig aus Liebe zum Gatten zur Verbrecherin werdende Weib erblicken wollte. Richtig ist, daß die Mordgedanken nicht in ihrer, sondern in des Gatten Seele zuerst aufkeimen; aber Leo übersieht, welcher günstiger Nährboden, welche Perversität dazu gehörte, um sie aufzunehmen und auszugestalten.

Von 1873 bis 1875 hielt Leo Vorlesungen über Shakespeare an der von Ludwig Herrig begründeten Akademie für neuere Sprachen, die von so manchen jungen Hörern besucht wurden, welche heute in den ersten Reihen der Shakespeare-Forschung stehen.

Das 1864 mit dem Coriolan begonnene Unternehmen, die Quellen zu den Römerdramen Shakespeares in ihrer ursprünglichen Gestalt der Forschung zugänglich zu machen, wurde 1878 durch eine bedeutsame Publikation wieder aufgenommen: *Four chapters of North's Plutarch as sources to Shakespeare's tragedies, Coriolanus, Julius Caesar, Antony and Cleopatra, and partly to Hamlet and Timon of Athens*. London 1878. Das schöne, bedeutende Geldopfer erheischende Werk fand allseitigen Beifall.

Als 1879 Karl Elze die Herausgabe des Jahrbuchs aufgab, trat Leo an seine Stelle. Die Jahrgänge XV bis XXXIV (1880—1898) erschienen unter seiner Redaktion. Es fehlte damals nicht an Befürchtungen — sie kamen aus dem Lager der Verehrer Elzes — daß das Jahrbuch sich nicht auf seiner Höhe werde erhalten können; doch waren sie grundlos, wie die Folge lehrte. Wer die von Leo herausgegebenen Bände ohne Voreingenommenheit prüft, wird zugestehen müssen, daß sie den vorangegangenen völlig ebenbürtig, in manchen Punkten überlegen sind. Dies kann des Näheren hier nicht ausgeführt werden. An warmer Anerkennung für Leos Verdienst als Herausgeber seitens berufener Beurteiler, in Deutschland sowohl wie in England und Amerika, hat es bis in die neueste Zeit hinein nie gefehlt, und wer seine rastlose Sorge um die immer fort-

schreitende Ausgestaltung des Jahrbuches zum Mittelpunkte der Shakespeare-Forschung in Deutschland, und um die Gewinnung der besten Kräfte dafür kannte, wird ihm den Dank für das, was er an dieser Stelle erstrebt und geleistet hat, nicht versagen. Seine eigenen Beiträge, von kürzeren Beurteilungen und Anzeigen in den litterarischen Übersichten und den Miscellen abgesehen, sind nicht sehr zahlreich. Band XV (1880) enthält seinen Festvortrag: *Shakespeare, das Volk und die Narren*, sowie eine Reihe guter Bemerkungen über neue Text-Ausgaben, zum Teil gegen Wilhelm Wagners «Verbesserungs-Vorschläge zu Shakespeare» im vorhergehenden Bande gerichtet. In dasselbe Jahr fällt auch eine Reise nach England, wohin er zur Grundsteinlegung des Shakespeare-Memorial in Stratford eingeladen worden war. Er besuchte damals Oxford, wo er ein angebliches Autograph Shakespeares im Besitze der Bodleian Library faksimilieren ließ. Darauf bezieht sich sein Artikel: *Shakespeares Ovid, etc.* in Band XVI (1881). Um dieselbe Zeit beginnt auch seine Thätigkeit im Gebiete der Textkritik. Wie sorgfältig er den Shakespeare-Text unter die Lupe nahm, erkennt man aus seiner 1883 veröffentlichten Arbeit: *Eine Concordanz der Shakespeare-Noten*, und aus dem *Verzeichnis noch zu erklärender oder zu emendierender Text-Lesarten*, in Band XX (1885). Seine eigenen, an verschiedenen Stellen veröffentlichten Emendationen sammelte er in seinen *Shakespeare-Notes*, London 1885. Sie erstrecken sich auf 20 Stücke des Dichters. Von der Kritik wurden die einen angenommen, die andern abgelehnt. Zu den letzteren gehören gewisse allzu kühne Schlüsse, die als Zeugen seines Scharfsinns und seines frischen Zugreifens zwar erfreuten, aber nicht überzeugten. In englischen Besprechungen wurde geltend gemacht, daß da, wo Ton und Klangfarbe der Verse in Frage kommen, der Nichtengländer oft in die Irre gehe. Fernere Arbeiten im Dienste der Textkritik sind die *Hilfsmittel bei Untersuchungen über Shakespeares Sonette*, und die *Parallel-Zählung der Globe Edition und ersten Folio*, in Band XXIII (1888). Zum dritten Male hielt er den Festvortrag zur Jahresversammlung in Weimar am 23. April 1888: *Shakespeare und Goethe*, Band XXIV (1889). In demselben Bande machte er interessante Mitteilungen in seinem *Rückblick auf das 25jährige Bestehen der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft*. Das nächste Jahr, Band XXV (1890) brachte seinen Artikel über das Autograph von *Rosenkrantz und Guldenstern* im Stammbuche eines deutschen Fürsten, der 1577 am dänischen Hofe weilte. Ein wahres *work of love*, das die Durchmusterung des gesamten Shakespeare-Textes erheischte, enthält Band XXVII

(1892): *Geflügelte Worte und volkstümlich gewordene Aussprüche aus Shakespeares dramatischen Werken zusammengestellt*. Die zum englischen und deutschen Sprachgut gehörenden Stellen bei Shakespeare sind in gleicher Vollständigkeit und gleich feinfühligem Auswahl nirgends sonstwo anzutreffen. In demselben Bande, S. 218, legt Leo sehr geschickt eine Lanze für die Berechtigung der Text-Emendationen im allgemeinen ein. Seine letzte Arbeit für das Jahrbuch ist die Besprechung von Kuno Fischers Hamlet in Band XXXIII (1897).

Aber noch auf eine andere Art und über das Grab hinaus hat er seine Anhänglichkeit und sein Interesse für die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft bekundet, indem er im Jahre 1894, um das Gedächtnis seiner hingeschiedenen Frau und Tochter zu ehren, die «Elisabeth-Gertrud-Stiftung» errichtete, die in einer einmaligen Hingabe von 1000 Mark, und für die ferneren Jahre, bis 10 Jahre nach seinem Tode, von jährlich 500 Mark besteht. Durch testamentarische Verfügung hinterließ er ferner der Gesellschaft den größeren Teil seiner reichen und wertvollen Shakespeare-Bibliothek. Diese beiden Vermächtnisse sind die ersten, die der Gesellschaft zu Teil wurden, mögen sie nicht die letzten bleiben.

Neben seinen Hauptbeschäftigungen liefen schriftstellerische und dichterische Arbeiten abseits von Shakespeare in bunter Reihe her. Die 1870 veranstaltete Sammlung seiner Gedichte (Halle, Barthel) wurde schon erwähnt. Sie erlebte 1872 eine zweite (Berlin, Guttentag), und 1886 eine dritte, vermehrte Auflage (Leipzig, Liebeskind); eine vierte, wiederum vermehrte, plante er in der letzten Zeit, doch verhinderte sein plötzlicher Tod die Ausführung. Freude und Betrübnis, Seelenstimmungen aller Art kommen in diesen Dichtungen oft zu ergreifendem, stets zu formvollendetem Ausdruck. Was immer ihn bewegte, drängte zur Befreiung durch die Poesie. Dabei bewahrte ihn die besonnene reflektierende Seite seines Geistes vor jedem Überschwange. Im Jahre 1875 erschien: *Ein Hochverräter, Original-Lustspiel in zwei Aufzügen von Aug. Olfer*, dann: *Ein Genie. Schwank in einem Akte. Frei nach dem italienischen Original*, 1876, und 1881: *Das Weib in der Gesellschaft. Vortrag, gehalten am 12. März*, alle drei Berliner Privat-Drucke. Von 1867 bis 1882 veröffentlichte er zahlreiche Artikel, sowohl politische wie litterarische, mitunter auch satirische Verse, in Berliner Zeitungen, u. a. in der Montags-Zeitung von Adolf Glasbrenner, mit dem er eng befreundet war. Sein Dichtungsdrang machte sich zu allen Zeiten und in allen Lebensumständen geltend, und seine Virtuosität in der Abfassung

von Gelegenheitsgedichten war in seinem Kreise sprichwörtlich geworden. Dahin gehören zahlreiche Carmina zu den Feiern seiner Loge, ferner eine ergötzliche *Reimchronik der Fraktion der Linken* für die Jahre 1890, 1893 und 1896, die er bei festlichen Zusammenkünften seiner Partei in der Stadtverordneten-Versammlung ausgehen ließ. Für seine Freunde geradezu verblüffend wirkte das von ihm 1893 veröffentlichte Kinderbuch: *Von vielen kleinen Siebensachen, die Euren Eltern Sorge machen. Text von Friedrich August Leo. Zeichnungen von Woldemar Friedrich.* Berlin. Eine zweite Auflage erschien in Nürnberg 1895. Niemand konnte erwarten, ihm jemals auf diesem Felde zu begegnen, noch weniger die Meisterschaft voraussehen, die das reizvolle, die Kindesseele tief poetisch ansprechende Werk bekundet. Gegen das Ende seiner Lebensbahn plante er noch einen sozialen Roman, der in der Gegenwart spielen sollte. Mitten in den dem neuen Jahrbuchbände gewidmeten Beschäftigungen und Correspondenzen beendete am 30. Juni 1898 ein plötzlicher, sanfter Tod sein Leben, in Glion am Genfersee, wohin er, wie schon früher mehrmals, in die Sommerfrische gegangen war.

Albert Cohn.
